

Gottesdienstliche Angebote mit Kindern und die Familie?! – religionspädagogische Perspektiven

Michael Domsgen

Von der vorliegenden Untersuchung aus auf die Familie zu schauen, ist gar nicht so einfach. Denn die Bildungsberichtserstattung zu gottesdienstlichen Angeboten mit Kindern stützt sich auf die Befragung von Mitarbeitenden, die diese Handlungsfelder hauptverantwortlich leiten.¹ In den vorliegenden Befunden verdichtet sich also die Perspektive der kirchlichen Akteure auf die Familie. Die Rezipierenden selbst kommen nicht zu Wort. Schon aufgrund des gewählten Forschungsdesigns lassen sich also nur sehr eingeschränkt belastbare Aussagen zur Familie treffen. Informelle Bildungsbereiche bleiben „(zunächst) ausgeklammert“.² Die Familie als ein wichtiger Ort informellen Lernens wird also nicht ausdrücklich berücksichtigt.

Dazu kommt, dass der Blick auf Familien, auf ihre Bedürfnisse und Herausforderungen bei der Konzipierung der Untersuchung keine ausdrückliche Rolle gespielt zu haben scheint. Zumindest finden sich keine Items, die beispielsweise die Vereinbarkeit der gottesdienstlichen Angebote mit den Anforderungen im Familienalltag abfragten und damit die familialen Herstellungsleistungen gezielt in den Blick nähmen, die notwendig sind, damit Kinder die entsprechenden Angebote wahrnehmen können. So bleibt im Dunkeln, welche Voraussetzungen dafür erfüllt sein müssen und ob die damit verbundenen Aktivitäten eher als Unterstützung oder als Stressfaktor familialer Interaktion erlebt werden.

Der Fokus der vorliegenden Untersuchung liegt auf der Wahrnehmung und Darstellung „formale(r) und non-formale(r) Bildungsorte“³ im Raum der evangelischen Kirche. Dabei dominiert die „Input-Dimension“, „also Informationen zu den Beschäftigten, den Teilnehmenden sowie zu institutionellen Rahmenbedingungen und zur Ausgestaltung von Bildungsangeboten“.⁴ Insofern wird die Familie lediglich als Umfeld bzw. Kontextfaktor der gottesdienstlichen Angebote mit Kindern aus dem Blickwinkel der kirchlichen Akteure in den Blick genommen. Wenn also im Folgenden einige Befunde zur Familie benannt und diskutiert werden, ist dieser Fokus von vornherein mitzudenken. Vor diesem Hintergrund werde ich in einem ersten Schritt einige Beobachtungen zu den vorgelegten Befunden mit Blick auf Familien zusammenfassen, um in einem zweiten Schritt von den Familien her auf gottesdienstliche Angebote mit Kindern zu schauen. Auf diese Weise wird auf Themenfelder verwiesen, die zukünftig im Blick sein sollten, wenn die Familienperspektive

1 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 20.

2 Comenius-Institut (2018), S. 11.

3 Ebd.

4 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 12.

in weiteren empirischen Erhebungen im Rahmen der Bildungsberichtserstattung grundlegend mit aufgenommen werden soll. Sie werden im abschließenden Ausblick kurz benannt.

1. Beobachtungen: Von der Bildungsberichtserstattung her auf Familien geschaut

1.1 Explizite Bezugnahmen

Ausdrücklich auf familiäre Belange Bezug genommen wird in der vorgelegten Untersuchung in einem eigenen Abschnitt der Auswertung unter dem Stichwort der „Einbindung von Familien“. Dabei geht es letztlich um (inhaltlich nicht näher bestimmte) Kontaktflächen zwischen gottesdienstlichen Angeboten mit Kindern und Familien. Hier wird ausgeführt, dass es zu „einer Vielzahl von Berührungspunkten mit den Familien und von Familien mit kirchlichen Themen“⁵ kommt, wobei die Kontaktdichte im Vergleich der verschiedenen Angebote unterschiedlich ausfällt. Dass sie beim Krabbelgottesdienst mit 70% besonders hoch und bei der Familienkirche mit 40% auch sehr wahrscheinlich ist, verwundert nicht, handelt es sich hierbei doch – vor allem bei Ersterem – um Angebote für kleine Kinder, die in der Regel gemeinsam mit den Eltern realisiert werden. Mit steigendem Alter, wenn die Kinder in der Lage sind, die Veranstaltungen allein zu besuchen, geht auch die Wahrscheinlichkeit einer Kontaktaufnahme mit den Eltern deutlich zurück. Das zeigen die Werte der Christenlehre und der Jungschar, an denen mehrheitlich Kinder im Schulalter teilnehmen, die nach und nach in der Lage sind, die dafür notwendigen Wege auch allein zu gehen oder bei denen die Struktur (z.B. wenn sich mehrere Gruppen nacheinander treffen) dazu neigt, dass die Verantwortlichen wenig Zeit für Gespräche mit den Eltern haben. Außerdem liegt der Fokus hier stärker auf der Persönlichkeitsentwicklung der Einzelnen, so dass die Familien per se etwas zurücktreten.

Eine besondere Intensität ergibt sich, wenn die Begleitpersonen an den gottesdienstlichen Veranstaltungen selbst mit teilnehmen, was vor allem beim Krabbelgottesdienst und bei der Familienkirche sowie „in geringerem Umfang beim Kindergottesdienst“ der Fall ist.⁶ Die gottesdienstlichen Angebote für Kinder werden hier zu generationenübergreifenden Angeboten. Dabei zeichnet sich ein klares inhaltliches Profil ab. Die dafür Verantwortung Tragenden geben zu fast zwei Dritteln an, „dass die Unterstützung religiösen Lebens in den Familien für sie ein wichtiges Anliegen ist“.⁷ Die Mitarbeit wird recht häufig durch eigene Kinder in diesem Alter motiviert. Weil einem die religiöse Erziehung (auch) der eigenen Kinder wichtig erscheint, engagiert man sich in Angeboten zum Krabbelgottesdienst und der Familienkirche. Die benannten Kontaktmöglichkeiten ergeben sich also in den untersuchten Hand-

5 Comenius-Institut (2018), S. 67.

6 Comenius-Institut (2018), S. 58.

7 Comenius-Institut (2018), S. 69.

lungsfeldern mit Blick auf diejenigen Familien, die diesem inhaltlichen Profil folgen wollen. Es sind Familien, denen sowohl die religiöse Entwicklung ihrer Kinder als auch religiöses Leben an sich am Herzen liegen. Diejenigen, denen das nicht wichtig ist, sind eher selten mit ihren Kindern in den gottesdienstlichen Angeboten zu finden.

1.2 Implizite Bezugnahmen

Neben diesen ausdrücklichen Verweisen zeigen sich in den Untersuchungsergebnissen auch implizite Bezugnahmen auf die Familien der teilnehmenden Kinder. Sie verweisen auf Voraussetzungen, die offensichtlich eine nicht gering zu schätzende Rolle für die Teilnahme an gottesdienstlichen Angeboten spielen und betreffen unterschiedliche Aspekte, die kurz genannt werden sollen.

1.2.1 Zur Struktur und zur Rezeption der Angebote

Christenlehre und Jungschar finden wöchentlich, Kindergottesdienst mehrheitlich monatlich (allerdings zu knapp einem Drittel auch wöchentlich), Familienkirche und Krabbelgottesdienst quartalsweise und Kinderbibeltage jährlich statt.⁸ Vor allem die ersten drei genannten Angebotsformen sind damit als voraussetzungsreich einzustufen. Sie verlangen nach einer gewissen Kontinuität, zumindest aber nach der Bereitschaft zum grundsätzlichen Offenhalten eines bestimmten Zeitfensters. Beim Kindergottesdienst ergibt sich zudem eine Koppelung an den Erwachsenengottesdienst, insofern mehr als die Hälfte der Angebote gemeinsam mit ihm stattfinden. Damit tritt der Kindergottesdienst in eine Konkurrenz um einen Zeitkorridor, der für viele als Familienzeit internalisiert ist. Der Kindergottesdienst könnte hier als störend empfunden werden. Er erschwert oder verhindert sogar die Interaktion von Eltern und Kindern. Das ist vor allem dann der Fall, wenn ein Elternteil sich selbst nicht als religiös versteht. Weil der Kindergottesdienst stark auf den Erwachsenengottesdienst bezogen ist, korrespondiert die Teilnahme am Kindergottesdienst mit der Bereitschaft von Eltern, den Erwachsenengottesdienst zu besuchen oder doch zumindest ihre Kinder dorthin mit zu begleiten. Zudem lässt sich ein starker innerer Bezug zum Erwachsenengottesdienst aufzeigen. Er findet selbstverständlich in der Kirche statt. Der Kindergottesdienst dagegen wird überwiegend im Gemeindehaus gefeiert⁹ und kann auch deswegen als eine Art Vorform für den eigentlichen Gottesdienst (miss)verstanden werden. Auch hier lässt sich ein Kontinuitätsanspruch aufzeigen (über den Kinder- zum Erwachsenengottesdienst), der zumindest latent

8 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 29.

9 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 31.

im Raum steht. Dass er von den teilnehmenden Familien durchaus verinnerlicht ist, zeigt der Befund, dass die Teilnahmedauer „drei Jahre und länger“ beträgt.¹⁰

Etwas anders verhält es sich bei der Familienkirche und dem Krabbelgottesdienst. Sie finden weitgehend unabhängig vom oder nach dem Erwachsenengottesdienst statt¹¹ und sind nicht mit einem Kontinuitätsanspruch verbunden. Die meisten der daran teilnehmenden Kinder sind zwischen zwei und drei Jahren alt,¹² können also nicht allein dorthin kommen, sondern werden von ihren Eltern (und – so vorhanden – ihren Geschwistern) begleitet. Dass die Familienkirche über das Jahr gerechnet die höchsten Teilnehmendenzahlen aufweist,¹³ kann als Indiz dafür gewertet werden, dass dieses gottesdienstliche Angebot (besonders) für Familien mit kleinen Kindern als gewinnbringend erlebt wird. Sonst würde es nicht so stark besucht werden.

1.2.2 Zu den Rezipienten der Angebote

Die Altersstruktur der Kinder, die gottesdienstliche Angebote nutzen, ist insgesamt sehr heterogen.¹⁴ Überhaupt ist es schwer, auf der Grundlage der vorliegenden Daten genauere Angaben zu den Kindern und ihren Familien zu machen. Auffällig ist jedoch, dass der Kindergottesdienst als dasjenige Angebot verstanden werden kann, das hinsichtlich der religiösen Sozialisation den größten Homogenitätsgrad aufweist. Fast jede fünfte Kindergottesdienstgruppe findet mit ausschließlich getauften Kindern statt. „Am Großteil aller Angebote nehmen ‚überwiegend‘ getaufte Kinder teil. [...] Eine ungefähre Gleichverteilung von getauften und nicht getauften Kindern finden wir in größerem Umfang nur im Krabbelgottesdienst (35%) und in der Jungschar (25%).“¹⁵ Offensichtlich korrespondieren diese Formen gottesdienstlicher Angebote in besonderer Weise mit einem bestimmten Sozialisationsmodell. Es schließt die Kindertaufe ein und zeigt eine große Offenheit für eine religiöse Erziehung der Kinder. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass „(f)ormatübergreifend [...] die große Mehrheit der Gruppen aus ‚überwiegend‘ evangelischen Kindern besteht“.¹⁶ Lediglich bei der Christenlehre stellt sich das etwas anders dar. Dort nehmen in mehr als 11% der Angebote überwiegend nicht getaufte Kinder teil, so zumindest die Einschätzung der Verantwortlichen. Wenn man sich allerdings vor Augen hält, dass die Christenlehre in einem Kontext stattfindet, in dem zwischen 70 und 80% aller Heranwachsenden konfessionslos sind, zeigt sich auch hier, dass

10 Comenius-Institut (2018), S. 32.

11 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 31.

12 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 32.

13 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 36.

14 Vgl. Comenius-Institut (2018), S. 39.

15 Comenius-Institut (2018), S. 40.

16 Ebd.

die Mehrheit der Christenlehreteilnehmenden getauft ist. Nicht getaufte Kinder sind also nur schwer für dieses Angebot zu gewinnen.

In der Summe tritt hier zu Tage, dass sich die Kinder, die an gottesdienstlichen Angeboten teilnehmen, in verschiedener Hinsicht ähneln. „So gibt es in den meisten Formaten einen großen Anteil an Gruppen, in denen ausschließlich oder überwiegend getaufte, evangelische und nicht beeinträchtigte Kinder mit deutscher Muttersprache zusammenkommen.“¹⁷ Zudem nehmen „mehr Mädchen und Kinder aus wohlsituierten Verhältnissen an den Angeboten“ teil „als Jungen bzw. Kinder aus finanziell schlechter gestellten Elternhäusern“¹⁸ Kinder mit Migrationshintergrund sowie solche mit körperlichen und seelischen Beeinträchtigungen sind auffallend selten zu finden. Das alles verweist auf ein bestimmtes Voraussetzungsspektrum, das mit den vorfindlichen gottesdienstlichen Angeboten in besonderer Weise korrespondiert und zugleich andere Voraussetzungen weniger gut aufzunehmen in der Lage ist. Dabei scheinen neben den religiös-sozialisatorischen Faktoren auch darüberhinausgehende Aspekte eine Rolle zu spielen. In Ost wie West nehmen vor allem (evangelische) Kinder „aus eher einkommensstarken Elternhäusern mit deutscher Muttersprache und ohne Beeinträchtigungen“ sowie „häufiger ... Mädchen als Jungen“¹⁹ teil. Hier zeigen sich einerseits besonders erfolgreiche Passungen und andererseits Hinweise auf andere Konstellationen, in denen das nicht gleichermaßen gut gelingt bzw. gelingen kann.

1.2.3 Zum Profil der Angebote

Alle untersuchten Formate gottesdienstlicher Angebote für Kinder zeigen ein explizit religiöses Profil, das „ebenso“²⁰ religionspädagogisch wie liturgisch profiliert ist und bei dem es um „die Stärkung des Gemeinschaftsgefühls und die Ermöglichung der Begegnung mit Gott“ sowie um „die Stärkung des Glaubens und die Vermittlung religiösen Wissens [...] [geht; M.D.] Es folgen die Wertevermittlung, die Weckung des Glaubens [...] sowie der Gemeindeaufbau“.²¹ Ebenso sind „die Persönlichkeitsentwicklung, die Förderung des religiösen Lebens in den Familien und die Hinführung zum Gottesdienst“²² im Blick. Mit deutlichem Abstand werden die Lebenshilfe und die Förderung des interreligiösen Dialogs genannt.

Der dabei zum Ausdruck kommenden Profilierung korrespondiert eine „Gestaltung der Angebote am Kirchenjahr“.²³ Sie ist vor allem für diejenigen Familien unmittelbar anschlussfähig und nachvollziehbar, die einerseits in Kontexten leben,

17 Comenius-Institut (2018), S. 44.

18 Ebd.

19 Comenius-Institut (2018), S. 83.

20 Comenius-Institut (2018), S. 60.

21 Comenius-Institut (2018), S. 59.

22 Comenius-Institut (2018), S. 59.

23 Comenius-Institut (2018), S. 61.

in denen das Kirchenjahr als prägende Umwelt in besonderer Weise vor Augen steht und andererseits eine Erziehung angestrebt wird, die den darin zum Ausdruck kommenden kulturellen Orientierungen gegenüber aufgeschlossen ist. Das heißt nicht, dass alle anderen grundsätzlich von den gottesdienstlichen Angeboten ausgeschlossen sind. Zugänge sind auch hier möglich. Allerdings sind sie deutlich schwerer zu realisieren. Sie verlangen nach vernetzenden Faktoren. So ist es nicht verwunderlich, dass in „fast allen Angebotsformaten [...] Tageseinrichtungen für Kinder und/oder Grundschulen relativ häufig als Kooperationspartner genannt“ werden.²⁴ Sie ermöglichen Zugänge, wo frühere Unterstützungsstrukturen brüchig geworden oder gänzlich zum Erliegen gekommen sind. Leider wurde dieser Aspekt in der Untersuchung nicht ausdrücklich mit aufgenommen. Damit sollen sich Folgestudien in der zweiten Projektphase beschäftigen.

2. Hintergründe: Von den Familien her auf die Bildungsberichtserstattung geschaut

Familien unterliegen weder in ihrer Struktur noch in ihrem Selbstverständnis festen Vorgaben. Daraus resultieren über die Zeiten hinweg klar erkennbare Wandlungen. So verlor beispielsweise die Ehe im letzten Jahrhundert ihre familienkonstituierende Bedeutung. Der Fokus liegt heute auf der Eltern-Kind-Beziehung. Elternschaft „begründet Familie“.²⁵ Auf diese Weise gewinnt Familie einen großen Freiraum. Die Formen „werden offener und vielfältiger. Sie richten sich nicht mehr nur an vorgegebenen Mustern aus, sondern an den Lebensanforderungen der eigenen Biographie“.²⁶ Das wiederum bringt auch eine Fülle an Belastungen mit sich und lässt Familie „zu einem höchst prekären und darum leicht zerbrechlichen Gebilde“ werden.²⁷

Im längeren historischen Vergleich geht der familiäre Wandel mit einer Funktionsreduktion einher. Verblieben sind der Familie die Funktionen „der Nachwuchssicherung (Geburt, Pflege und Erziehung von Kindern) und [...] die psychische und physische Regeneration und Stabilisierung aller ihrer Mitglieder (jung und alt)“.²⁸ Allerdings führt das nicht einfach zu einer Entlastung. „Im Gegenteil: Die Leistungserwartungen an Eltern sind in den letzten Jahrzehnten enorm angestiegen, gleichgültig, ob von außen gefordert oder von ihnen selbst gewählt“.²⁹

24 Comenius-Institut (2018), S. 65.

25 Blasberg-Kuhnke (2016), S. 1.

26 Schübler (2015), S. 127.

27 Mette (2001), S. 543.

28 Nave-Herz (2015), S. 994.

29 Ebd.

2.1 Familie als vielgestaltiges und dynamisches Sozialsystem

Die Familie gibt es nicht. Es gibt nur Familien. Diese unterscheiden sich in ihrer Struktur. So lässt sich eine Vielzahl von Familientypen und -formen aufzeigen. Gut vor Augen führen lässt sich das, wenn man mit der Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz unterschiedliche Rollenzusammensetzungen (Zwei-Elternfamilien mit bzw. ohne formale Eheschließung sowie Ein-Elternfamilien, also Mutter- und Vaterfamilien) und Familienbildungsprozesse (durch Geburt, Adoption, Scheidung/Trennung, Verwitmung, Wiederheirat, Pflegschaft) berücksichtigt. Auf dieser Grundlage lassen sich in Deutschland gegenwärtig 20 verschiedene, rechtlich mögliche Familientypen benennen.³⁰

Familienbildung durch	Eltern-Familien			Ein-Eltern-Familien	
	Formale Eheschließung	Nichteheliche Lebensgemeinschaft	Homosexuelle Paare	Mutter-Familien	Vater-Familien
Geburt	x	x	(x) ¹	x	
Adoption	x		x	x	x
Scheidung/ Trennung		x	x	x	x
Verwitmung		x	x	x	x
Wiederheirat	x		x		
Pflegschafts- verhältnis	x			x	

x¹ Nur durch medizinische Reproduktion im Ausland möglich.

Mit jeder dieser Familienformen sind unterschiedliche Herausforderungen verbunden, die nicht ohne weiteres egalisiert werden können. Außerdem ist zu bedenken, dass Familien einer Entwicklung unterliegen, weil sich die Rollen der Familienmitglieder im Laufe des Lebenszyklus verändern. Dabei markiert das Alter der Kinder ein wichtiges Kriterium für die Unterscheidung verschiedener Stadien (bzw. Familienzyklen), wobei jedes Stadium eigene Aufgaben in sich birgt. In diesen Umbrüchen stellen sich für die einzelnen Familienmitglieder neue Herausforderungen, die sie zu bewältigen haben. Jede Phase hat also ihre eigene Prägung.

Beide genannten Punkte, die Struktur wie auch die Entwicklung innerhalb einer Familie, sind in ihrem Zusammenhang zu sehen. So gibt es nicht nur Entwicklungen innerhalb einer sich hindurchziehenden Familienstruktur. Vielmehr führen veränderte Strukturen (Scheidung, Tod des Partners) auch zu veränderten Familienentwicklungsaufgaben. „Wie auch immer die konkreten Familienformen und zugehörigen Entwicklungsaufgaben aussehen: Dadurch, daß sich Familien ihnen stellen, sie durch gemeinsames Handeln zu bewältigen versuchen, und zugleich im

³⁰ Vgl. Nave-Herz (2019), S. 18. Auch die folgende Tabelle übernehme ich aus ebd.

Handlungsvollzug bestehende Kompetenzen konsolidieren bzw. sich neu aneignen, entsteht eine besondere Beziehungsqualität zwischen den Mitgliedern des Personensystems ‚Familie‘.³¹ Diese besondere Verbundenheit der Familienmitglieder basiert auf einem immer neu auszuhandelnden Gleichgewicht zwischen individueller Autonomie der Familienmitglieder sowie ihrer Verbindung miteinander. Denn nicht nur die Familie als Ganze unterliegt einer Entwicklung, auch die einzelnen Familienmitglieder durchlaufen eine individuelle Entwicklung. Wer von der Familie spricht, hat also einerseits die Familie als Ganze in den Blick zu nehmen, und zwar in der Bezogenheit der Familienmitglieder aufeinander. Andererseits sind aber auch die Einzelnen zu bedenken, die individuelle Entwicklungsaufgaben im Kontext des Beziehungssystems Familie zu bewältigen haben. Wenn man nun auf gottesdienstliche Angebote mit Kindern schaut, wäre zu fragen, welche Familienformen und -phasen in besonderer Weise davon angesprochen werden. Auch wenn das in der vorliegenden Studie nicht explizit abgefragt wurde, ist zu vermuten, dass vor allem die Phase mit kleinen Kindern im Blick ist. Krabbelgottesdienste und Familienkirche können die sich hier stellenden Entwicklungsaufgaben am ehesten aufnehmen. Beim Kindergottesdienst gilt das nicht mehr so deutlich. Er verlangt aufgrund des Kontinuitätsmodus nach einer bestimmten Lebenseinstellung, die nicht in allen Familienformen gleichermaßen stark verankert ist.

2.2 Familie als permanente Herstellungsleistung

Familien existieren nicht einfach, sondern leben „als permanente Herstellungsleistung der beteiligten privaten und öffentlichen Akteure“.³² „Doing family“ heißt das dafür geprägte Schlagwort. Familie als System ist „selbst Akteur mit eigenen Ressourcen, Handlungs- und Innovationspotenzialen an den Schnittstellen zwischen Privatheit und verschiedenen Öffentlichkeiten, d.h. dem Institutionsgeflecht zwischen Betreuungs-, Bildungs- und wohlfahrtsstaatlichen Institutionen, Erwerbsarbeit, den Institutionen der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe sowie sozialem Nahbereich und Nachbarschaft“.³³

Familiales Leben zu gestalten, ist anspruchsvoll und schwierig. Insofern ist von vornherein vor weiteren Leistungserwartungen an das familiäre System zu warnen, „weil dann die Gefahr besteht, dass diese in Leistungsüberforderungen ‚umkippen‘“.³⁴ Verstärkt wird dies durch die Emotionalisierung von Familie, die durch gesellschaftliche Differenzierungsprozesse bedingt ist. Der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann verweist darauf, dass die Familie in modernen Gesellschaften „zum einzigen institutionalisierten Lebensbereich geworden“ ist, „in dem der Mensch als

31 Schneewind (1995), S. 164.

32 Jurczyk (2009), S. 37–66, 49.

33 Ebd.

34 Nave-Herz (2015), S. 994.

Person, d.h. grundsätzlich in all seinen Lebensbezügen angesprochen wird.“³⁵ Der Zusammenhalt der Familienmitglieder erhält dadurch eine besondere Tiefe, kann aber nicht einfach als gegeben angesehen werden, sondern ist immer wieder aufs Neue herzustellen. „Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird.“³⁶ Diese Äußerung eines Kindes markiert anschaulich, dass Familie als Refugium der Emotionalität verstanden wird. Das macht sie in hohem Maße attraktiv, lässt aber auch deren Fragilität deutlich hervortreten und verlangt nach permanenten Herstellungsleistungen. Mit Blick auf gottesdienstliche Angebote mit Kindern ist nun zu fragen, welche familialen Leistungen die Teilnahme daran erfordert. Übersetzt in alltagsweltliche Vollzüge von Familien stellt sich dann beispielsweise die Frage, ob dabei Kosten und Nutzen in einem ausgewogenen Verhältnis stehen.

2.3 Familie als religiöser Lernort

Familiale Prägungen spielen (auch) beim religiösen Lernen eine grundlegende Rolle. Sie bilden gleichsam eine Vorstrukturierung, die von Heranwachsenden im Lernen am Modell erworben wird, eine besondere Tiefe besitzt und alle weiteren Lernprozesse prägt.

Empirisch untersucht wird das unter dem Stichwort der intergenerationalen Transmission, womit die Perspektive der Übertragung elterlicher Vorstellungen und Verhaltensweisen auf die nachfolgende Generation in den Blick genommen wird.

Als besonders erfolgreich kann dabei über die Zeiten hinweg die intergenerationale Transmission kirchlich-religiöser Orientierungen gelten. Empirisch ist ein „sehr hoher intergenerationaler Vererbungsgrad in Bezug auf religiöse Praktiken und Überzeugungen“³⁷ aufweisbar, wobei hier immer auch kontextuelle Prägungen zu berücksichtigen sind. Religionsfreundliche Kontexte unterstützen mehrheitlich die intergenerationale Transmission, religionsfeindliche oder -indifferente tun das nicht in gleicher Weise. Zugleich gilt, dass elterliche Religiosität vor allem dort prägend ist, wo sie sich erkennbar zeigt und somit von den Kindern als solche wahrgenommen werden kann. Hier treten jedoch gegenwärtig deutliche Veränderungen zu Tage, insofern Religion als Privatangelegenheit, als Sache des Einzelnen verstanden wird und so schwerer konturierend wirken kann. Das gilt vor allem dann, wenn Eltern unterschiedliche religiös-weltanschauliche Positionen vertreten und sich nicht auf ein gemeinsames Agieren in dieser Sache einigen können.

Grundsätzlich gilt, dass der intensivste Austausch zwischen den Generationen dort erfolgt, „wo die größten familiären Investitionen getätigt werden.“³⁸ Nur das, was für wichtig erachtet wird, kann in Transmissionsprozessen in seiner prägenden

35 Kaufmann (1995), S. 38.

36 Vgl. Domsgen (2006), S. 467–486.

37 Becker; Lois; Steinbach (2014), S. 422.

38 Fend (2009), S. 100.

Kraft hervortreten. Das erklärt auch, warum heterogene Elternkonstellationen für die Transmission kirchlich-religiöser Orientierungen schwierig sind. Sie verlangen nach Aushandlungsprozessen, in deren Ergebnis nicht selten steht, dass die Entscheidung darüber den Kindern selbst überlassen werden soll. Deshalb erfolgt keine „einweisend(e)“, sondern bestenfalls eine „hinweisend(e)“ religiöse Erziehung³⁹, in der man zwar die Notwendigkeit einer religiösen Grundorientierung sieht, aber unter Anbetracht der Relativität der eigenen Sicht, lediglich die Begegnung mit unterschiedlichen Sinn- und Wertannahmen ermöglicht, ohne für sich selbst die Wahrheitsfrage zu beantworten.

Zu vermuten ist, dass die in der vorliegenden Studie untersuchten gottesdienstlichen Angebote zum großen Teil in besonderer Weise mit einem einweisenden Erziehungsstil korrespondieren. Das gilt insbesondere für wöchentliche und monatliche Angebote, in denen sich strukturell ein Normalitätsanspruch abbildet, der für viele Familien nicht mehr anschlussfähig ist. Bei Krabbelgottesdiensten und der Familienkirche ist das nicht in gleicher Weise der Fall.

Dazu kommt, dass es sich dabei nie um eine passive Übertragung von Wissen und Verhalten auf jüngere Generationen handelt, sondern vielmehr um deren aktive Aneignung, wozu auch eine Veränderung des Überlieferten gehört. Insgesamt ist eher von einer „Transmission zum Äquivalenten“ als von einer „Transmission zum Identischen“⁴⁰ auszugehen, wobei in der Summe eine „außerordentliche Konstanz bei der Weitergabe der familialen Bezugsrahmen“⁴¹ konstatiert werden kann (was im Kern auch für die religiösen Orientierungen und Verhaltensweisen gilt). Das hängt auch damit zusammen, dass sich über die Generationen hinweg eher eine Generationenkontinuität als ein Generationenkonflikt beobachten lässt. Eltern und Kinder verarbeiten die Erfahrungen, auch diejenigen mit Religion, gemeinsam. Je stärker der Austausch ist und je besser die emotionalen Bindungen sind, umso stärker ist die Gemeinsamkeit zwischen den Generationen.

Dabei spielt sowohl das Geschlecht der Eltern als auch das Geschlecht der Kinder eine Rolle für den Ausgang des Transmissionsprozesses. Mütter sind bei der Transmission religiöser Einstellungen und Vorhaltensweisen besonders wichtig. Die Übernahme von religiösen Überzeugungen ist bei Töchtern stärker ausgeprägt als bei Söhnen.⁴² Wahrscheinlich resultiert beides aus einem bestimmten Rollenverständnis. Dass sich in den gottesdienstlichen Angeboten mehr Mädchen als Jungen finden, könnte damit zusammenhängen. Es wäre näher zu untersuchen, ob dahinter ein bestimmtes Familienmodell steht, das besonders anschlussfähig dafür ist (und zugleich andere Modelle strukturell benachteiligt oder gar ausschließt).

39 Zur Differenzierung zwischen einweisender und hinweisender religiöser Erziehung vgl. Schmidt (1993), S. 131f.

40 Berteaux; Berteaux-Wiame (1991), S. 38.

41 Kraul; Radicke (2012), S. 161.

42 Vgl. Klein (2007), S. 63–84, bes. 70–73.

Wichtig für erfolgreiche Transmissionsprozesse sind auch Synergieeffekte, die sich durch die Auswahl kulturell adäquater Institutionen (wie beispielsweise einer evangelischen Kita oder Schule) und den Aufenthalt in einem religiös geprägten sozialen Netzwerk (hier spielen auch die Großeltern eine wichtige Rolle) ergeben. Überhaupt wird die „soziale Vererbung“⁴³ von Religiosität durch eine hohe Qualität sowohl der Paar- als auch der Eltern-Kind-Beziehung gefördert. In der Kindheit spielt hier insbesondere ein gutes Familienklima innerhalb eines unterstützenden und zugewandten Erziehungsstils eine wichtige Rolle. Eine „enge, durch emotionale Nähe und häufige Kontakte geprägte, intergenerationale Beziehung“ macht „die nachhaltige Transmission religiöser Orientierungen wahrscheinlicher“.⁴⁴ Vergleichbares gilt übrigens auch für die Transmission nichtreligiöser Orientierungen.

2.4 Bleibende Bedeutung der Familie

Auch wenn Familien immer zurückhaltender werden, explizit religiös zu erziehen, ist festzuhalten, dass die Bedeutung familialer Sozialisation ungebrochen hoch ist. Niemand wird nicht sozialisiert. Die vorherigen Generationen hinterlassen immer ihre Spuren. Auch weil die religiös-weltanschauliche Heterogenität unter Eltern zunimmt, kommt es zu veränderten Prägungen. Die kirchlichen gottesdienstlichen Angebote gehen darauf noch zu wenig ein. Vor allem die an Regelmäßigkeit ausgerichteten Formate gehen noch von einem Normalitätsanspruch aus, der von einer zunehmenden Zahl von Familien nicht mehr vertreten wird. Die Unterstützung vorfindlicher familialer Konstellationen sollte auf allen Ebenen stärker hervortreten. Das allerdings verlangt den Kirchen einiges ab, insofern die institutionelle Logik mit der Orientierung am Vorfindlichen und Dauerhaften erweitert werden muss. Dazu bedarf es einer gewissen institutionellen Selbstlosigkeit, insofern Angebote unterbreitet werden sollten, die Eltern und Kinder gleichermaßen unterstützen, ohne selbstverständlich davon ausgehen zu können, dass es dadurch zu einer dauerhaften Kirchenbindung kommt. Insofern ist der Fokus zu verschieben: Im Mittelpunkt stehen Impulse zur religiösen Entwicklung der Familienmitglieder – auch jenseits einer Kirchenmitgliedschaft.

3. Ausblick

Gerade mit Blick auf gottesdienstliche Angebote mit Kindern kommt der Familienperspektive eine grundlegende Bedeutung zu, weil hier eine Altersgruppe angesprochen werden soll, die stark familial bestimmt ist. Sowohl für die Kinder als auch die Eltern spielt das familiale Nahumfeld eine sehr bestimmende Rolle. Die Einzelnen

43 Becker; Lois; Steinbach (2014), S. 420.

44 Ebd., S. 436.

werden durch die familiäre Gemeinschaft entschieden geprägt. Zugleich prägen sie auch das familiäre Miteinander in grundlegender Weise.

Dabei übernimmt die jüngere Generation nicht einfach nur das Vorgegebene, sondern modifiziert es, passt es an und gibt dadurch wiederum Impulse an die ältere Generation. Besonders deutlich wird das in der Gestaltung von Ritualen. Das Weihnachtsfest beispielsweise verdankt seine „Flexibilität und Lebendigkeit zum grossen Teil der Kreativität, dem Erfindergeist, der Forschungs- und Kontaktfreude der Kinder“.⁴⁵ „Oft sind es die Kinder, deren religiöse Kompetenz die Eltern herausfordert, das Leben neu zu erkunden und ungewohnte Zugänge zur eigenen Spiritualität zu entdecken.“⁴⁶ Hier deutet sich ein Potenzial an, das sowohl empirisch als auch konzeptionell noch näher auszuleuchten ist.

Gottesdienstliche Angebote mit Kindern lassen sich nur familienorientiert sinnvoll gestalten. Das heisst nicht, dass sie immer auch generationenübergreifend gestaltet werden müssen. Es bedeutet aber, dass das bestimmende Lebensumfeld immer im Blick sein muss. Um das genauer zu beschreiben, ist auch empirisch ein präziserer Blick auf die impliziten Voraussetzungen entsprechender Angebote zu werfen. Dazu sollten die Familien selbst befragt werden, um Gelingensfaktoren für ein produktives Zusammenspiel von kirchlichen Handlungsfeldern und familialen Herstellungsleistungen beschreiben zu können.

Literatur

- Baumann, Maurice (2010): Weihnachtsfeier. Kindheitskultur des kreativen Konformismus. In: Morgenthaler, Christoph; Hauri, Roland (Hrsg.): *Rituale im Familienleben. Inhalte, Formen und Funktionen im Verhältnis der Generationen*. Weinheim, München: Juventa Verlag, S. 137–160.
- Becker, Oliver Arranz; Lois, Daniel; Steinbach, Anja (2014): Kontexteffekte in Familien – Angleichung von Paaren und intergenerationale Transmission am Beispiel Religiosität. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (66), S. 417–444.
- Berteaux, Daniel; Berteaux-Wiame, Isabelle (1991): „Was du ererbst von deinen Vätern ...“. Transmissionen und soziale Mobilität für fünf Generationen In: *Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* (4), S. 13–40.
- Blasberg-Kuhnke, Martina (2016): Familie. Stuttgart. URL: https://www.bibelwissenschaft.de/fileadmin/buh_bibelmodul/media/wirelex/pdf/Familie__2018-09-20_06_20.pdf [Abruf: 13.3.19].
- Comenius-Institut (Hrsg.) (2018): *Gottesdienstliche Angebote mit Kindern. Empirische Befunde und Perspektiven*. Autorinnen: Nicola Bückler, Kirsti Greier, unter Mitwirkung von Peter Schreiner. Evangelische Bildungsberichterstattung Band 1. Münster/ New York: Waxmann.

45 Baumann (2010), S. 160.

46 Hauri; Morgenthaler (2010), S. 136.

- Domsgen, Michael (2006): „Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird.“ Zur Bedeutung der Familie für die Theologie – Überlegungen in religionspädagogischer Perspektive. In: ThLZ (131), S. 467–486.
- Fend, Helmut (2009): Was die Eltern ihren Kindern mitgeben – Generationen aus Sicht der Erziehungswissenschaft. In: Künemund, Harald; Szydlík, Marc (Hrsg.): Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven, Wiesbaden: Springer, S. 81–103.
- Hauri, Roland; Morgenthaler, Christoph (2010): Lebensstile und Familienrituale. Zur sozialstrukturellen Einbettung von Taufe, Weihnachtsfeier und Abendritual. In: dies. (Hrsg.): Rituale im Familienleben. Inhalte, Formen und Funktionen im Verhältnis der Generationen. Weinheim, München: Juventa Verlag, S. 81–136.
- Jurczyk, Katrin (2009): Familienzeit – knappe Zeit? Rhetorik und Realitäten. In: Heitkötter, Martina u.a. (Hrsg.): Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien. Opladen: Budrich Verlag, S. 37–66.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1995): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München: C. H. Beck.
- Klein, Stephanie (2007): Religiosität in der Familie. Ihre geschlechtsspezifische Ausprägung und Tradierung. In: Gellner, Christoph (Hrsg.): Paar- und Familienwelten im Wandel. Neue Herausforderungen für Kirche und Pastoral. Zürich: Theologischer Verlag, S. 63–84.
- Kraul, Margret; Radicke, Christina (2012): Familiäre Erziehung zwischen Tradierung, intergenerationeller Dynamik und Aneignung. Dimensionen religiöser Praxen. In: Owetschkin, Dimitrij (Hrsg.): Tradierungsprozesse im Wandel der Moderne. Religion und Familie im Spannungsfeld von Konfessionalität und Pluralisierung. Essen: Klartext, S. 137–161.
- Mette, Norbert (2001): Art. Familie (Elternhaus). In: LexRP (1), S. 542–548.
- Nave-Herz, Rosemarie (2015): Unkenrufe. Ist die Familie ein „Auslaufmodell“? In: Forschung und Lehre (12), S. 992–994.
- Nave-Herz, Rosemarie (2019): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung (7. Aufl.) Darmstadt: Primus in Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schmidt, Günter R. (1993): Religionspädagogik. Ethos, Religiosität, Glaube in Sozialisation und Erziehung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schneewind, Klaus A. (1995): Familienentwicklung. In: Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hrsg.) Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. (3. A.) München, Wien, Baltimore: Urban und Schwarzenberg. S. 128–166.
- Schüßler, Michael (2015): Spielräume einer befreienden Theologie familialen Lebens. In: Bauer, Christian; Schüßler Michael (Hrsg.): Pastorales Lehramt? Spielräume einer Theologie familialer Lebensformen. Ostfildern: Grünewald Verlag, S. 105–141.